

Patient genesen – Klinik tot

GESUNDHEIT / Heute verlassen die letzten Patienten das Bethesda. Es bleiben verunsicherte Mitarbeiter

STEPHAN HERMSEN

Was jetzt? Die Zigarette danach. Krankenschwester Gesine Schirlo hat gerade ihre Patientin verabschiedet und zündet sich erstmal eine an. Margarete Jung kann sechs Tagen nach ihrer Oberarm-Operation Hause gehen. Die 51-Jährige aus Dellwig ist die letzte Patientin, die die chirurgische Station C1 des Borbecker Bethesda-Krankenhauses verlässt.

Jetzt sitzen sie da – sechs Frauen um die 50 Jahre, erfahrene Pflegekräfte – in jenem Dienstzimmer, das 35 Jahre lang keine wirklich ruhige Minute kannte. „Vor zwei Wochen noch war die Station noch mit 35 Patienten voll belegt“, erzählt Georgia Tasner. Geblieben ist ein Dankeschön-Blumenstrauß, der noch auf der Fensterbank steht.

Leere Zimmer, leere Betten

Jetzt werden die letzten Befunde in Margarete Jungs Krankenakte einsortiert, dann ist die Arbeit der Krankenpfleger getan. Stille kehrt ein auf der Station, so wie im ganzen Haus, das einst für 400 Betten errichtet wurde und in dem gestern noch zwei Betten belegt waren: für zwei Patienten hat sich der Auszug um 24 Stunden verzögert. Auf Station C1 schiebt Gesine Schirlo das leere Bett, in dem Margarete Jung gelegen hat, durch den Flur zum Aufzug. Es kommt in die Bettenzentrale, zu Hunderten anderer leerer Betten. Die Dreibettzimmer sind leer. Leer wie der Belegungsplan mit dem einsamen Pappkärtchen, auf dem noch „Jung“ steht. Daneben räumen Gabi Skowronek und Dörte Mehlretter die Medikamente aus dem Schrank: Die Domapotheke sammelt nicht mehr benötigte Arzneimittel ein. Hier werden nie mehr Pflaster geklebt, Spritzen gesetzt und Antibiotika verabreicht. Die Krankenversorgung im Borbecker Bethesda-Krankenhaus ist Geschichte.



Das Ende einer 113-jährigen Krankenhausgeschichte: Im Borbecker Bethesda-Krankenhaus sind ab heute die Flure verwaist. Dem Haus droht die Abrissbirne. (NRZ-Fotos: Oliver Müller)

Teil 2
vom 14.06.2006

Auf dem Klageweg zurück zum alten Arbeitgeber?

Und jetzt? „Von uns hier hat noch keiner einen neuen Job“, sagt Helene Duda (54). Sie schüttelt den Kopf: Seit 33 Jahren arbeitet sie als Pflegerin. Bis 1992 im Bedingrader Franziskushaus. Nur drei Straßenbahnstationen entfernt stand das erste Essener Krankenhaus, das damals geschlossen wurde. Dann war sie am Borbecker Philipusstift beschäftigt, bis das katholische Haus 1999 eine enge Zusammenarbeit mit dem evangelischen Bethesda-Krankenhaus beschloss. Die Chirurgie wurde im Haus am Fliegenbusch konzentriert, mit einem Überleitungsvertrag kam sie hierher. Jetzt will sie wieder zurück. „Dafür gehe ich auch vor Gericht“, kündigt sie an und ist damit nicht allein.

Nach Angaben von Thomas Arntz, stellvertretender Vorsitzender der Mitarbeitervertretung, werden rund 100 Arbeits-

kräfte auf Einstellung am Nachbarkrankenhaus klagen. Etwa ebenso viele, so seine Schätzung, werden vom Arbeitsgericht überprüfen lassen, ob ihre Kündigung rechtmäßig ist.

Auf dem Tisch neben Aschenbecher, Mineralwasserflasche, Obstschale und Kaffeetasse liegt ein neues „Mitarbeiter-Rundschreiben“, das für die Bethesda-Beschäftigten neue Fragen und Ungewissheiten aufwirft, die sich addieren lassen zu dem ganz großen: „Und jetzt?“

Dass sie als Pflegekräfte künftig jeden Tag von 7.30 Uhr bis 16.15 Uhr arbeiten sollen – Archiv- und Aufräumarbeiten – stinkt ihnen. Ganz egal, ob sie vorher Früh-, Spät- oder Nachtschicht gemacht haben.

Genauso wie der Umstand, dass es zunächst keine Abfindungen gibt für die Mitarbeiter. Darüber soll irgendwann ein Treuhänder entscheiden. Wenn klar ist, ob und wieviel das Land zur Abwicklung der Krankenhausschließung zahlt. Wenn klar ist, was der Verkauf des 3,3 Hektar großen Grund-

stücks gebracht hat – abzüglich des 1,5 Millionen Euro teuren Abrisses des Krankenhauses.

Fragen, auf die es heute keine Antworten gibt, nur mehr oder minder konkrete Ideen, deren juristische Standfestigkeit vor Gericht geprüft wird. Nach der Überzeugung des Arbeitsrechtlers Christian Nohr hat das Gedankengebäude der Bethesda-Geschäftsführung bereits jetzt Risse. Das Bethesda droht zum arbeitsrechtlichen Zombie zu werden, der auch nach seinem Ableben noch lange Jahre die Arbeitsrechtler beschäftigen wird.

Der Lohn wird gezahlt, der Arbeitsplatz ist weg.

Das Problem der Schließung: Sie kommt – schon rein kalendarisch – zum falschen Zeitpunkt. Viele Mitarbeiter sind unbefristet beschäftigt – und können erst zum Jahresende entlassen werden. Die Folge: Sie müssen noch ein halbes Jahr entlohnt werden, obwohl es de facto in dem Krankenhaus nichts mehr zu tun gibt.

Außer Akten sortieren oder Rasen mähen, zum Beispiel. Tätigkeiten, die Pflegekräften rechtlich nicht zuzumuten sind, so die Sicht von Arbeitsrechtler Nohr.

Dass die Gehälter dennoch gezahlt werden können, obwohl das Haus bereits geschlossen ist, verdankt das Krankenhaus vor allem den gesetzlichen Krankenkassen. Die zahlen für die im ersten Jahr erbrachten Leistungen zweieinhalbmal mehr Geld als wenn die gleiche Operation in einem anderen Krankenhaus stattgefunden hätte. „Für uns ist das immer noch günstiger als wenn das Krankenhaus noch bis zum Jahresende gearbeitet hätte“, rechtfertigt AOK-Geschäftsführer Rolf Buchwitz die deutlichen Mehrausgaben zu Lasten der gesetzlich Krankenversicherten.

Immerhin belaufen sich die Gehaltszahlungen nach Schätzung von Bethesda-Geschäftsführer Jens Hasley auf rund 4,5 Millionen Euro. Und je nach dem wie die Arbeitsgerichtsverfahren ausgehen, könnten

es sogar noch mehr werden. Arbeitsrechtler Christian Nohr, der 35 Bethesda-Beschäftigte vertritt, rechnet damit, dass das Haus womöglich sogar einige Mitarbeiter bis Ende 2007 wird bezahlen müssen.

Und dann? Es stehen Abfindungen und Gehaltsnachzahlungen von rund zehn Millionen Euro im Raum. Ob der Topf, der mit Landesmitteln, der Vermarktung des Grundstücks und der Veräußerung von Einrichtung und Technik gefüllt werden soll, dafür ausreicht, kann auch Geschäftsführer Jens Hasley noch nicht beurteilen.

Am 22. Juni werden die Gesellschafter die Situation beraten. Das sind die Diakoniewerke Wuppertal (51%) und Essen (31%), die ev. Gemeinde Borbeck-Vogelheim (7,3%) und der ev. Stadtkirchenverband (2,6%). Nach Auffassung von Arbeitsrechtler Christian Nohr müssten sie einspringen und die Abfindungszahlungen leisten. Nicht nach Abriss, Vermarktung und Landeszuweifen. Sondern jetzt.

In der Radiologie brennt noch Licht



Das Bethesda-Krankenhaus ist komplett geschlossen. Komplett? Nein, nicht ganz. Im Erdgeschoss arbeitet auch künftig der Radiologe Dr. Theo Plajer (Foto). Und er hofft: Noch mindestens die zwei Jahre, die der Mietvertrag hergibt. Das Problem: Die Nebenkosten für den Erhalt des ansonsten leeren Gebäudes und des riesigen Areals. Seine Vorstellung: Mit anderen Ärzten gemeinsam eine Poliklinik im Erdgeschoss betreiben, die ambulante Operationen er-

möglicht. Solange, bis auf dem heutigen Parkplatz ein modernes Ärztehaus steht. Geschäftsführer Jens Hasley jedoch hat Zweifel an der Umsetzbarkeit: Er will das komplette Areal vermarkten, Krankenhaus und Wohnheim sollen abgerissen werden (Kosten: rund 1,5 Millionen Euro), dann erst soll Wohnbebauung und das Ärztehaus entstehen. Für Plajer und seine Praxis hieße das: Zweimal umziehen. „Das ist wie zweimal abbrennen“, sagt Plajer. (Herm)



Und jetzt? Die Patienten sind weg, die Fragen bleiben und die Arbeitslosigkeit droht. Ratlose Pflegekräfte auf der Station C1.